

Aus:

Josch Hoenes

Nicht Frosch – nicht Laborratte:

Transmännlichkeiten im Bild

Eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller
Politiken

Mai 2014, 274 Seiten, kart., zahlr. z.T. farb. Abb., 32,99 €, ISBN 978-3-8376-2524-0

Hartnäckig hält sich die Ansicht, es gäbe »in echt« nur zwei Geschlechter. Diese heteronormative Zweigeschlechtlichkeit wird sowohl durch die Wissenschaften als auch durch visuelle Repräsentationen von Geschlecht aufrechterhalten.

Als Einsprüche in solch hegemoniale Wissensformationen diskutiert Josch Hoenes queere/trans* Fotografien von Del LaGrace Volcano und Loren Cameron sowie den Film »Boys Don't Cry« aus transdisziplinärer Perspektive: Welche Potenziale besitzen kulturell-künstlerische Arbeiten, um Geschlechterformationen von Trans*personen denk- und lebbarer werden zu lassen? Und welche neuen Möglichkeiten eröffnen sie damit, (sich) zu erzählen?

Josch Hoenes (Dr. phil.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Helene-Lange-Kolleg »Queer Studies und Intermedialität« der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2524-0

Inhalt

I. Einführung: Von Fröschen, Laborratten und Märchenprinzen | 11

1. Trans* in der Akademia | 15
Epistemische Figuren | 15
Was oder wer bist Du? – Wahrheitsforderungen an die Identität | 20
Der sprechende Sex – Verwicklungen zwischen Geschlecht und Sexualität | 23
2. Evidenz-Produktion als Abhebung der Vorurteile | 29
3. Von Menschen, Singularität und den Grenzen der Wissenschaftlichkeit | 38
4. Transmännlichkeiten im Bild: Zum Aufbau des Buches | 47

II. Positionierung zwischen TS und TG | 49

1. Das Spannungsfeld von Gesetz, Medizin und (Sub-)Kultur | 49
Skizze der gesetzlichen Regelungen der Transsexualität durch das TSG | 50
Die Standards zur Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen | 52
Kritiken der Transgender-/Transsexuellenbewegung | 55
Der Zwang, ein Geschlecht zu sein: juristisch, medizinisch, kulturell | 62
2. Genealogien | 65
Konzept und Begriff der Transsexualität | 66
Transgender und Transgeschlechtlichkeit | 73

III. Perspektivierung: Transmännlichkeit | 81

1. Transmännlichkeit | 81
Eine Realität der Transgression: Männlichkeit | 83
Männlichkeit = Geschlecht: theoriepolitischer Einsatz | 87
Männlichkeiten zwischen Ideal, Stereotyp, kultureller Praxis und Körper | 90
2. Kulturelle Repräsentationen von Transmännlichkeiten | 101
»Im falschen Körper«: Ambivalenzen einer Metapher | 101
Die Last des Geheimnisses | 109

Visuelle Politiken | 113

(Sub-)Kulturell-künstlerische Sichtbarkeiten: Die Konstruktion
des Materialkorpus | 117

Loren Cameron: Body Alchemy | 118

Del LaGrace Volcano: Sublime Mutations | 120

Boys Don't Cry | 121

IV. Objektivierung: visuelle Repräsentationen lesen – aber wie? | 123

1. Lesarten zwischen Identifikation, Repräsentationskritik
und Autobiografie | 124
Identifikatorische Lektüre | 124
Autobiografische Lektüre | 131
Repräsentationskritische Lesart | 140
2. Teilnehmende Lektüre | 146

V. Transmännlichkeiten im Bild | 157

1. Von der Kunst, Tatsachen ins Werk zu setzen: Pathologisierung zwischen
Psychiatrie, Kunst und Alltag | 158
Distortions – »im falschen Körper« | 158
Wie, was sehen? Zerrbilder/Verwirrungen eines Porträts | 161
»Du bist das Beste von beiden Welten« – »Du gehörst hier
nicht her« | 162
Männlichkeit im/als Widerspruch | 167
Die Kunst, Tatsachen ins Werk zu setzen | 171
Die Kunst des Ausstellens: Transsexualität im/als Widerspruch | 173
2. Und wenn sie »eine feste Form angenommen haben« – Die Tranz
Portraits Del LaGrace Volcanos | 176
Das Problem mit der Evidenz | 181
Von Transsexualität zu Tranz | 184
Hans & Selfportrait, London 1996 | 188
Und die feste Form? | 194
3. *God's Will* – Selbstermächtigung und Ironie der Männlichkeit | 195
Nackt? Oder Akt! | 198
Reformulierung der Transsexualität | 202
Reformulierung der Männlichkeit | 205

4. Boys don't Cry – Queer/Trans: Geschlecht und Sexualität im Spannungsfeld urbaner Zentren und Peripherien | 207
Boys Don't Cry | 209
Von der Identität zum Begehren | 211
Die staatliche Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit | 213
Peripherien und familiäre Ordnungen | 216
Konstruierte Sichtbarkeiten | 220
5. Das kulturelle Gewicht der Genitalien – Streifzüge durch die TransGenital Landscapes von Del LaGrace Volcano | 221
Wieso über Genitalien sprechen? | 223
TransGenital Landscapes | 226
Prince Albert's Kiss | 227
Thru the Looking Glass | 233
Fingerfood – Crevice – Stalactite – La Coeur | 235

VI. Schluss | 241

Bibliografie | 247

Bildnachweise | 267

Dank | 269

Was aber die angeht, die meinen, es müsse einer
abgedankt haben, der sich Mühe gibt, anfängt
und wieder anfängt, versucht, sich täuscht, alles
von neuem aufrollt und noch immer auf Schritt
und Tritt zaudert, zurückgezogen und unruhig
arbeitet: was also die angeht, nun wohl, wir sind
ganz offenkundig nicht vom selben Planeten!

MICHEL FOUCAULT

I. EINFÜHRUNG: VON FRÖSCHEN, LABORRATTEN UND MÄRCHENPRINZEN

Nicht im Besitz der eigenen Worte zu sein ist jedoch von Anfang an gegeben, denn das Sprechen ist in manchen Hinsichten stets das Sprechen eines Fremden/einer Fremden durch sich selbst und als sie selbst, die melancholische, andauernde Wiederholung einer Sprache, die man niemals gewählt hat, die man nicht als ein Instrument, das nur verwendet zu werden braucht, vorfindet, von der man aber gewissermaßen verwendet wird, in der man enteignet wird als die instabile und fortdauernde Bedingtheit des »man« und des »wir«, die ambivalente Bindung der Macht, die bindet.

JUDITH BUTLER

»Nicht im Besitz der eigenen Worte zu sein«, wie Butler es formuliert, ist das grundlegende Axiom dieser Arbeit, in deren Verlauf ich vielfach um Worte gerungen, keine Sprache gefunden, falsche Wörter oder vielleicht besser: richtige Worte, die sich selbst verfälschten, verwendet habe.¹ Wenn Butler das Schrei-

1 Axiomatisch ist dies für meine Dissertation besonders vor dem Hintergrund meines grundständigen Studiums der Völkerkunde und Afrikanistik sowie meiner Verwicklung in lesbisch-feministische Kontexte der 1990er Jahre. Hatte doch postkoloniale Kritik und die »Krise der Repräsentation« in der Ethnologie verdeutlicht, dass die wissenschaftliche Autorität des Ethnologen durch Modi des Schreibens produziert wird. Mit der Einsicht der Unmöglichkeit einer transparenten Repräsentation und den machtvollen Effekten jeder Repräsentation wurden zudem die Grenzen und Möglichkeitsbedingungen des Verstehens des Fremden zu einem grundlegenden und ernst zu nehmenden Problem (grundlegend zur Krise der Repräsentation vgl. Clifford/Marcus (Hg.) (2001). Auf einer ganz anderen Ebene machte die Kritik von Andersfähigen, SM-Lesben, Schwarzen Lesben und Lesben of color an dominanten lesbischen Identitätspolitik nicht nur deren Grenzen, sondern deren Verstrickung in und Mitwirkung an Macht- und Herrschaftsverhältnissen deutlich. Zum Paradox lesbischer Identitätspolitik vgl. Hark (1996). Beide Bewegungen verunsicherten Vorstellungen und Erkenntnismöglichkeiten von Geschlechtern und Sexualitäten auf einer sehr grundsätzlichen Ebene – eine Verunsicherung, die im weitesten Sinne, den Anstoß für die Arbeit an dem vorliegenden Projekt bildete.

ben, das notwendig und unvermeidlich zu einem Ort der Enteignung wird, aus einer philosophischen Perspektive als eine der »zwiespältigsten Implikationen der Dezentrierung des Subjekts« (1997: 331) beschreibt, konkretisiert sich dieses Dilemma auf spezifische Weise, wenn das Schreiben den Versuch beinhaltet, sich an der Konstruktion von Subjektpositionen zu beteiligen, die in den Bereich des Verworfenen gehör(t)en, die in weitgehende Unsichtbarkeiten oder höchst determinierte Sichtbarkeitsformen gesperrt sind, wie dies in der vorliegenden Dissertation der Fall ist. Denn die Signifizierfähigkeit von Äußerungen, die »ungeachtet ihrer Autoren mit der Signifikation fort[fahren] und manchmal entgegen den wertvollen Absichten ihrer Autoren« (Butler 1997: 331), sind in ihrer Bedeutungsproduktion nicht vollständig arbiträr, sondern produzieren und reproduzieren sich im machtvollen Feld der Sprache, in dem verschiedene Positionen, Wahrheiten und Vorstellungen um Hegemonie kämpfen. Die Repräsentationen transgeschlechtlicher Männlichkeiten, die Gegenstand dieser Studie sind, entstanden in subkulturellen, Trans*-Kontexten, innerhalb derer Codierungen und Bedeutungen von Geschlecht und Sexualität angeeignet und umgearbeitet werden.² Die Umarbeitungen und Bedeutungsverschiebungen, die Codierungen von Männlichkeit hier erfahren, sind jedoch nicht aus sich selbst heraus verständlich. Als Ergebnis kollektiver Praxen sind sie an spezifische Orte und Gemeinschaften sowie die hier geteilten Praktiken und Wissensformationen gebunden.³ Jenseits dieser Kontexte – und in gewisser Weise ist das Feld der Akademia ein solches Jenseits – können solche Artikulationen von Transmännlichkeiten miss- oder unverstanden, teilweise ungesehen, bleiben und/oder andere, verschobene oder gar entgegengesetzte Bedeutungen produzieren. Vor dem Hintergrund meiner eigenen doppelten Positionierung in subkulturellen queeren Trans*-Kontexten einerseits und im akademischen Kontext kulturwissenschaftlicher Geschlechterstudien andererseits lösten diese Bedeutungsverschiebungen und daraus resultierende Dissonanzen und Widersprüche bei mir ein gewisses Unbehagen aus, das

-
- 2 Die Schreibweise Trans* etablierte sich Mitte der 1990er Jahre mit der zunehmend kritischen Hinterfragung des Konzepts der Transsexualität und dem Entstehen zahlreicher Bezeichnungen, wie z.B. Transgender, Transidentität. Mit der Trunkierung wird bewusst auf eine enger definierende Bezeichnung wie transsexuell oder transgender verzichtet. Zudem verweist sie – aus dem Computerbereich übernommen – auf die zunehmende Bedeutung, die das Internet während dieser Zeit für Trans*menschen bekam (vgl. Regh 2002: 192f.).
 - 3 Dass Umarbeitungen hegemonialer Geschlechterentwürfe nur als kollektive Praxen möglich und somit an spezifische Räume und Subkulturen gebunden sind, hat jüngst Uta Schirmer in ihrer Dissertation (2010) am Beispiel der deutschen Drag-King-Szene gezeigt.

den entscheidenden Anstoß für die Arbeit an der vorliegenden Dissertation bildete. Denn mit diesen Bedeutungsverschiebungen schienen mir Repräsentationen von Transmännlichkeiten auf eine Art und Weise in hegemoniale Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität integriert zu werden, die sich an der hartnäckigen Unsichtbarmachung und Pathologisierung der Subjektivitäten und Existenzweisen von transgeschlechtlichen Personen beteiligte. Die Stimmen von Transpersonen sowie die in konkreten subkulturellen Kontexten und durch spezifische Existenzweisen artikulierten Einsprüche in die Denk- und Ordnungsmuster hegemonialer Zweigeschlechtlichkeit wurden und werden darin beständig ignoriert.

Die vorliegende Studie verfolgt das Ziel, diesen Einsprüchen anhand der exemplarischen Analyse visueller Repräsentationen von Transmännlichkeiten auf die Spur zu kommen, sie innerhalb akademisch-wissenschaftlicher Diskurse verständlich zu machen. Abschließend werden Fragen- und Problemstellungen, die sich aus diesen Einsprüchen für Felder der kunst- und kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung ergeben, skizziert.

Wenn allerdings geschlechtliche und sexuierte Codierungen innerhalb hegemonialer wissenschaftlich-akademischer Diskurse dermaßen überdeterminiert sind, dass jede Aussage zu Transmännlichkeit Gefahr läuft, sich quasi automatisch zu verfälschen oder gar mit Bezug auf das hegemonial anerkannte Wissen gewissermaßen ›zu Recht‹ als falsch abgetan, psychologisiert oder pathologisiert zu werden, stellt sich für die vorliegende Studie die Frage, wie die Einsprüche, die Artikulationen von Transmännlichkeiten produzieren, überhaupt innerhalb des akademisch-wissenschaftlichen Diskurses zur Geltung gebracht werden können. Anders ausgedrückt ist die vorliegende Dissertation selbst als ein Projekt der Sichtbarmachung von Transmännlichkeiten innerhalb der Akademia zu begreifen, das sich der Frage stellen muss, welche Worte und welche Formen der Sichtbarmachung sich für ein solches Projekt finden lassen. Eng verbunden mit dieser Frage nach Möglichkeiten und Formen der Sichtbarmachung ist die Frage danach, *was* (d.h. welche Aspekte von Transmännlichkeiten) überhaupt sichtbar und verständlich gemacht werden soll und wieso dies sinnvoll oder notwendig sein sollte.

Beide Fragen und die damit verknüpften Problemkreise werden im Folgenden anhand einer Erzählung Jamsion Greens über die Sichtbarmachung von Transmännern konkretisiert, um in das Problemfeld, in dem sich die vorliegende Studie situiert, einzuführen und gleichzeitig die konkrete Problemstellung, mit der sie sich auseinandersetzt, zu skizzieren.

Wenn ich die vielleicht etwas gewagte, ganz sicher sehr zugespitzte These aufgestellt habe, dass die Akademia in gewisser Weise ein Jenseits der Kontexte

ist, innerhalb derer Transmännlichkeiten sichtbar und verständlich sind, möchte ich damit ganz gewiss nicht behaupten, es gäbe hier kein Wissen über und keine Formen der Sichtbarkeit für Transmänner. Ganz im Gegenteil haben die akademischen Wissensproduktionen zahlreicher Disziplinen – von der Sexualwissenschaft, der Medizin, der Psychologie über die Ethnologie und Soziologie bis hin zu neueren Ansätzen der Geschlechterforschung, *transgender studies* und *queer theory* in erheblichem Maße zur Sichtbarmachung und auch zur Konstituierung der Phänomene Transsexualität und Transgender auf unterschiedliche Weise beigetragen. Worum es mir mit dieser These geht, ist vielmehr eine Problematisierung der Art und Weise, *wie* und mit welchen Effekten dominanterweise Wissen über Transsexualität, Transgender und Transmänner innerhalb der Akademia produziert wird. Denn dieses *Wie* impliziert die Fokussierung bestimmter Aspekte bei gleichzeitiger Ausblendung anderer sowie sich darin produzierende Ein- und Ausschlüsse. Dies mag zunächst noch keine Begründung für die Notwendigkeit einer Problematisierung sein, verweist diese Feststellung in ihrer Allgemeinheit letztlich zunächst nur auf die notwendige Begrenzung eines *jeden* Wissens. Allerdings artikulieren sich seit Mitte der 1990er Jahre in subkulturellen, politischen und künstlerischen Trans*-Kontexten wie auch in den marginalisierten Bereichen akademischer *transgender studies* zunehmend Vorstellungen von Männlichkeit, Geschlecht und Sexualität, die hegemoniale wissenschaftliche Perspektiven auf und Vorstellungen von Transsexualität und Transgender als hochgradig problematisch, wenn nicht gar unerträglich erscheinen lassen.⁴ Dies macht eine kritische Hinterfragung des *Wie* akademischer Wissensproduktion notwendig, der sich auch die vorliegende Studie nicht entziehen kann.

Inwiefern also sind die innerhalb der Akademia gegebenen Sichtbarkeits- und Wissensformationen für Transmännlichkeiten problematisch und nahezu unerträglich?

Ich greife an dieser Stelle auf eine Erzählung des Künstlers und Transaktivisten Jamison Green zurück, die dies auf geradezu paradigmatische Weise verdeutlicht und zugleich aufzeigt, wie sich Brüche und Risse innerhalb dieses Settings produzieren lassen, die andere Formen der Wissensproduktion ermöglichen.

4 Für eine kritische Auseinandersetzung mit Transsexualität aus solchen Perspektiven vgl. bspw. ag polymorph (2002), Bauer (2007, 2009), de Silva (2005, 2007, 2013), Franzen (2007), Franzen/Sauer (2010), Mittag/Sauer (2012), Schirmer (2010).

1. Trans* in der Akademia

Epistemische Figuren

Ausgehend davon, dass viele Transmänner unsichtbar sein wollen und gleichzeitig ein dringendes Bedürfnis nach Anerkennung haben, diskutiert Green in seinem Text »*Look! No, don't! The Visibility Dilemma for Transsexual men*« (2006b) die Potenziale und Probleme, die mit Sichtbarkeitsprojekten von Transmännern verbunden sind. Dieser Text enthält eine Passage, in der Green seine Aufklärungsarbeit in Bezug auf Transsexualität schildert, die er in Schulen und Universitäten leistet. Die Passage bietet sich als Aufhänger für ein Nachdenken über Wissensproduktionen zu Transsexualität innerhalb der Akademia aus zwei Gründen in besonderer Weise an. Zum einen verweist bereits der Umstand, dass Green und andere Transmänner in zunehmenden Maße als Gastreferenten eingeladen werden, darauf, dass diese ein spezifisches Wissen besitzen, das innerhalb dieser Institutionen nicht ohnehin schon vorhanden ist und an dem zudem ganz offensichtlich ein gewisses Interesse besteht. Zum anderen – und vielleicht mehr noch – bietet sie sich an, weil Green in seiner Erzählung ein Bild der Situation innerhalb der Akademia zeichnet, das die dort vorgefundenen Macht- und Sichtbarkeitsverhältnisse auf komplexe Weise reflektiert. Green schreibt:

»Stepping in front of the class we become laboratory rats, frogs in the dissection tray, interactive multimedia learning experiences:

›How old were you when you first realized you were a frog, Mr. Green?‹

›How did your parents react when you told them you were a frog?‹

›Do you date? Do you tell your partners you're a frog?‹

›So, how does it work? I mean, uh, can you, like, do it?‹

No one has really ever suggested that I am an actual frog – but these are essentially the questions that are most frequently asked« (Green 2006b: 500).

Wenn Green die Transformation in ein Forschungsobjekt, die sich beim Vor-die-Klasse-Treten vollzieht, in die Metaphern von Laborratte, Frosch auf dem Seziertisch und interaktive multimediale Lernerfahrung fasst, zeichnet er ein Bild der Akademia als einen Raum des Wissens, innerhalb dessen der Transsexuelle – zumindest zunächst – ausschließlich als Objekt der Wissbegierde von Forschenden und Studierenden fungiert und einer fundamental entmenschlichenden Gewalt ausgesetzt ist: vollständig objektiviert, bleibt kein Raum für das Subjekt- und Menschsein des Transsexuellen, mutiert er zum Tier oder zur fortschrittlichen Lerntechnologie, kurz: zu einem Objekt des Wissens.

Indem Green diese entmenschlichende Gewalt im Moment des Vor-die-Klasse-Tretens situiert, beschreibt er diese weniger als eine von einzelnen Personen und deren direkten Handlungen ausgehende Gewalt, sondern vielmehr als Effekt hegemonialer Macht- und Sichtbarkeitsverhältnisse. Wenn sich diese Passage nicht als eine direkte oder wörtliche Schilderung der Situation, in der Green sich um ein Verständnis Transsexueller bemüht, lesen lässt – er also nicht den tatsächlichen Raum und die tatsächlich aktualisierten Praktiken des Sehens oder Wissens problematisiert –, so kann sie doch als eine Skizze der hermeneutischen Situation gelesen werden. Die Wirkmächtigkeiten eines spezifischen Macht-Wissen-Nexus, hegemoniale Wissensformationen und Diskursivierungen der Transsexualität sowie grundsätzliche epistemologische Strukturen moderner Wissenschaften, die diese Situation strukturieren, sperren »den Transsexuellen« in verschiedene epistemologische Figuren ein.⁵ Die hermeneutische Situation kann mit Gadamer als »Standpunkt, der die Möglichkeit des Sehens beschränkt« (1993e: 286) begriffen werden, in der »[...] wir immer schon den Wirkungen der Wirkungsgeschichte [unterliegen]: Sie bestimmt im Voraus, was sich uns als fragwürdig und als Gegenstand der Erforschung zeigt [...]« (Gadamer, 1993e: 284). Insofern eine Forschung, die die Macht ihrer Wirkungsgeschichte nicht reflektiert, Gefahr läuft, »die unwillkürlichen und nicht beliebigen, sondern alles tragenden Voraussetzungen, die [das] eigene Verstehen leiten, zu verleugnen« (Gadamer 1993e: 284), ist es notwendig, sich dieser so weit als möglich bewusst zu werden: »Wirkungsgeschichtliches Bewußtsein ist zunächst Bewußtsein der hermeneutischen Situation« (Gadamer 1993e: 285).

Inwiefern aber kann Greens Bezug auf den Frosch auf dem Seziertisch, die Laborratte und die interaktive multimediale Lernerfahrung als eine Beschreibung der hermeneutischen Situation gelesen werden? Welche das Verstehen leitenden

5 Mit dem Nexus von Macht-Wissen beschreibt Foucault das zwangsläufige Zusammenwirken von Wissen und Macht: »Denn nichts kann als Wissenselement auftreten, wenn es nicht mit einem spezifischen System spezifischer Zwänge und Regeln konform geht – etwa mit dem System eines bestimmten wissenschaftlichen Diskurses in einer Epoche, und wenn es nicht andererseits, gerade weil es wissenschaftlich oder rational oder einfach plausibel ist, zu Nötigungen und Anreizungen fähig ist. Umgekehrt kann nichts als Machtmechanismus funktionieren, wenn es sich nicht in Prozeduren und Mittel-Zweck-Beziehungen entfaltet, welche in Wissenssystemen fundiert sind. Es geht also nicht darum, zu beschreiben, was Wissen ist und was Macht ist und wie das eine das andere unterdrückt oder mißbraucht, sondern es geht darum, einen Nexus von Macht-Wissen zu charakterisieren, mit dem sich die Akzeptabilität eines Systems – sei es das System der Geisteskrankheit, der Strafjustiz, der Delinquenz, der Sexualität usw. erfassen lässt« (Foucault 1992: 33).

Voraussetzungen werden thematisiert? Oder konkreter: Was haben diese Figuren mit einem Verständnis von Transsexualität bzw. »dem Transsexuellen« zu tun?

Zunächst fungieren der Frosch auf dem Seziertisch, die Laborratte und die interaktive multimediale Lernerfahrung als bedeutsame Symbole der modernen Wissenschaften, die die – wenngleich in ihrer methodisch-theoretischen Ausrichtung unterschiedlichen – Grundprinzipien wissenschaftlicher Forschung versinnbildlichen.⁶ Als eines der wohl mit am stärksten popularisierten Untersuchungsobjekte – gehört(e) doch das Sezieren von Fröschen zum Standard des schulischen Biologieunterrichts⁷ – fungiert der Frosch als bekanntes Beispiel für die Wissensproduktion der Anatomie, einer Wissenschaft, die im Zerteilen der Körper deren funktionales System zu verstehen sucht und »Ähnlichkeiten hervortreten lässt, die ansonsten unsichtbar geblieben wären« (Foucault 1974: 330). Die Erkenntnisproduktion der Anatomie ist dabei auf mehrfache Weise mit Technologien und Ästhetiken des Visuellen verwoben. Denn erstens spielen die Zeichnungen von Präparaten eine zentrale Rolle in der Wissens- und Theorieproduktion, wobei die frühen Konflikte zwischen Naturforschern und Zeichnern die Unmöglichkeit eines objektiven Blickes auf die Natur oder einer rein abbildenden Zeichnung ausstellen.⁸ Zweitens sind die Zeichnungen, die zur Konstruk-

-
- 6 Ich verwende den Begriff »Symbol« an dieser Stelle in seiner ethnologischen Bedeutung, nach der Symbole »[...] faßbare Formen von Vorstellungen sind [...] aus der Erfahrung abgeleitete, in wahrnehmbare Formen geronnene Abstraktionen, konkrete Verkörperungen von Ideen, Verhaltensweisen und Meinungen, Sehnsüchten und Glaubensanschauungen« (Geertz zit. nach Wiechens 2000: 44).
- 7 Auch wenn heute das Sezieren von Fröschen nicht mehr unbedingt in Schulen praktiziert wird, ist es nach wie vor so zentral, dass eigens eine Lernsoftware zum virtuellen Sezieren von Fröschen entwickelt wurde, um so den »Verbrauch« von lebenden Fröschen zu minimieren (vgl. www.sciencegarden.de/content/2002-11/frösche-virtuell-sezieren [24.06.2010]).
- 8 So zeigt Michael Hagner, dass Samuel Thomas Soemmering mit seinen *Abbildungen und Beschreibungen einiger Missgeburten* (1791) statt der barocken Inszenierungen des Körpers die Abbildung »charakteristischer Merkmale der missgebildeten Körper« (Hagner 2005b: 99) anstrebt, die sich über eine mathematische und geometrische Genauigkeit erreichen lässt (Hagner 2005b: 101). In diesem Zusammenhang problematisiert Soemmering die Zeichner: »Die mehrsten [Zeichner] wenden auf Nebensachen, auf eine unnatürlich, durch's Zusammenschrumpfen, vom Weingeiste verursachte Falte,...., eine Genauigkeit, die den Hauptstellen schadet. Man kann manchen Künstler schlechterdings nicht gewöhnen, blos das zu sehen, was eigentlich ausgedrückt werden soll, und Kleinigkeiten, die nicht zur Sache gehören, oder wohl gar bloße Zufälligkeiten wegzulassen« (Hagner 2005b: 101).

tion und zur Naturalisierung der Geschlechterunterschiede beitragen, stark durch ästhetische Kriterien geprägt. So zeigt Anthea Callen (2002) am Beispiel der Zeichnungen männlicher Skelette des Zeichners Albinus (um 1750), wie diese durch spezifische stilistische Mittel (Posen, Proportion, Setting, Accessoires) ikonografische Referenzen zum klassizistischen Männlichkeitsideal des Apollo von Belvedere produzieren und die Naturalisierung der Geschlechterdifferenz damit gleichzeitig mit spezifischen Werten und Bedeutungen aufladen.

In ähnlicher Weise symbolisiert die Laborratte die naturwissenschaftliche Forschung in Genetik, Medizin und Endokrinologie, die mit ihren Experimenten danach strebt, das »Geheimnis des Lebens« zu entschlüsseln. Das Labor ist einer der zentralen Repräsentationsräume der Konfiguration modernen wissenschaftlichen Wissens, innerhalb dessen Lebewesen zu epistemischen Objekten werden.⁹ Sowohl Frosch als auch Laborratte verweisen auf eine Ordnung des Wissens, wie sie sich im Zuge der Aufklärung etablierte. Diese basiert, wie Foucault (1981) in der Archäologie des Wissens zeigt, auf einem grundlegenden epistemologischen Wandel. Die klassische Episteme, für die sich das Wesen der Dinge an deren Oberfläche zeigt und Erkenntnis auf der Entzifferung von »Ähnlichkeiten« beruht, wird durch die Episteme moderner Wissenschaften abgelöst (vgl. Foucault 1974: 328ff.). Das Wesen der Dinge ist nicht länger an deren Oberfläche zu erkennen, sondern muss durch die Entdeckung der inneren Gesetze und Funktionszusammenhänge erkannt werden.¹⁰ Wenn es dieser fundamentale epistemische Wandel ist, mit dem der Mensch sich überhaupt erst sowohl als erkennendes Subjekt als auch als Gegenstand der Humanwissenschaften erfindet, verfängt er sich damit zugleich in einem grundlegenden Paradox:

»Die Konfiguration, die ihre Positivität [die der Humanwissenschaften] definiert und sie in der modernen Episteme verwurzelt, setzt sie gleichzeitig außerstand, Wissenschaften zu sein. Und wenn man dann fragt, warum sie diesen Namen angenommen haben, genügt es, daran zu erinnern, dass es zu der archäologischen Definition ihrer Verwurzelung gehört, dass sie die Übertragung von Wissenschaften entnommenen Modellen hervorrufen und annehmen. Es ist also nicht die Irreduzibilität des Menschen, das, was man als unüberwindliche Transzendenz bezeichnet, noch seine zu große Komplexität, die ihn daran hindert, zum Gegenstand der Wissenschaft zu werden. Die abendländische Kultur hat unter dem Namen des Menschen ein Wesen konstituiert, das durch ein und dasselbe Spiel von

9 Zum epistemischen Wandel der Repräsentationsräume von Wunderkammer und Naturalienkabinett zu dem des Labors und der damit verknüpften Etablierung einer epigenetischen Theorie des Lebens vgl. Hagner (2005b: 74 ff.).

10 Vgl. Foucault (1974: 328ff.).

Gründen positives Gebiet des Wissens sein muss und nicht Gegenstand der Wissenschaft sein kann« (Foucault 1974: 439).

Vor diesem Hintergrund erweist sich Greens Verwendung der Begriffe »Laborratte« und »Frosch« nicht als rein metaphorische. Sie ist keine Übertragung, die er erfunden oder originär zum ersten Mal praktiziert hätte. Vielmehr erscheint sie im Lichte der Reflexion der Wissenschaftsgeschichte als performative Wiederholung einer Bewegung, die der Konstituierung der Humanwissenschaften zu Grunde liegt. Mit dieser Wiederholung gelingt Green eine Problematisierung der epistemischen Strukturen und epistemologischen Fundamente der modernen Wissenschaften, die eine intrinsische Verknüpfung von Innerlichkeit, Wesenhaftigkeit und Wahrheit produzieren. Diese lassen sich auf spezifische Weise mit der Wissenschaftsgeschichte der Konstruktion des Phänomens der Transsexualität verknüpfen. Denn wenn die Anatomie des 18. Jahrhunderts in erheblichem Ausmaß dazu beiträgt, ein spezifisches Wissen über den menschlichen Körper zu produzieren, der zunehmend geschlechtlich differenziert wird, tragen die Tierversuche Eugen Steinachs Anfang des 19. Jahrhunderts entscheidend zur Konstituierung des modernen Geschlechtsdispositivs in der Medizin bei, in der nun Keimdrüsen und Hormone zu den entscheidenden geschlechtsdeterminierenden Faktoren werden.¹¹ Beide Entwicklungen sind konstitutiv für das Phänomen der Transsexualität, das, wenngleich es als psychische Identitätsstörung definiert ist, über operative und endokrinologische Angleichungen des Geschlechtskörpers an die Normen behandelt wird. Erst die Erkenntnisse dieser Disziplinen ermöglichen überhaupt erst die medizinischen Behandlungen. Zugleich wird hier noch immer im biologischen Körper nach der Ursache von Transsexualität gesucht. So konstatiert Volker Weiß in seiner Analyse der Veränderungen und Kontinuitäten des medizinischen Diskurses: »Die Hypothese der neuroendokrinen Prägung als einer Ursache von Transsexualität gilt noch nicht als falsifiziert. In den 1990er Jahren wurden Hirnsektionen an verstorbenen Transsexuellen durchgeführt und als ihre Bestätigung interpretiert« (2009: 362). Insofern kann Greens Schilderung als eine Problematisierung der Geschichte der Wissensproduktion zu Geschlecht und Transsexualität gesehen werden, in der Disziplinen wie Biologie, Medizin und Sexualwissenschaften eine dominante Rolle spielen.

Wenn die biologischen, psychologischen und sexualwissenschaftlichen Ontologien von Geschlecht und Sexualität oft auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften unhinterfragt übernommen werden, kann die interaktive multimed-

11 Vgl. Volker Weiß, der die Konstituierung des medizinischen Geschlechtsdispositivs, in dem männliche Homosexualität und Transsexualität zu einem Problem werden, rekonstruiert (2009: 356ff.).

ale Lernerfahrung als Verweis auf soziologische Forschungen zu Transsexualität gelesen werden. Bedeutsam ist hier insbesondere die erste wichtige ethnomethodologische Forschung Harold Garfinkels (1984). Dieser macht gegen biologische Ontologien von Geschlecht und Sexualität die These stark, dass die Normalität von Geschlecht und Sexualität auf einem moralisch begründeten *Common-Sense*-Wissen basiert und in gesellschaftlichen Codes und interaktiven Verhaltensweisen beständig hergestellt und aufrechterhalten wird. Insofern diese jedoch so weit selbstverständlich sind, als sie nicht mehr ohne Weiteres erkannt werden (können), scheinen Transsexuelle, als Ausnahme von der Regel, geeignete Forschungsobjekte zu sein, um die ungesesehenen gesellschaftlichen Funktionszusammenhänge von Geschlecht aufzudecken. Gleichwohl solche Forschungen das Potenzial besitzen, zu einer Entpathologisierung Transsexueller beizutragen, indem sie gesellschaftliche Zusammenhänge fokussieren, sind sie insofern problematisch, als sie Transsexuelle zu einem Forschungsobjekt machen, durch das sich die Funktionsweisen gesellschaftlicher Normalität wie auch der diesem Funktionieren zu Grunde liegende *Common Sense* erkennen lassen. Übersehen werden dabei sowohl die Brüchigkeiten und Instabilitäten heteronormativer Normalität als auch die Handlungsfähigkeit transgeschlechtlicher Subjekte sowie deren Arbeit an Umdeutungs- und Umcodierungsprozessen.¹²

Was oder wer bist Du? – Wahrheitsforderungen an die Identität

Insgesamt referiert Greens Metaphorik also auf genau jene Diskurse, die in erheblichem Umfang an der Wissensproduktion zu Geschlecht und Sexualität beteiligt waren und zu einem Wissen über Transsexualität beigetragen haben. Insofern kann seine Schilderung als Funktionsweise der Hegemonie innerhalb der Akademia gelesen werden, die ihn als Transsexuellen in dem Moment, in dem er das Feld der Akademia mit ihren spezifischen Diskursen und Machtstrukturen betritt, als Forschungs- und Lehrobject konstituiert. Diese Problematisierung zielt jedoch nicht auf eine Kritik der konkreten wissenschaftlichen Disziplinen der Anatomie, der Medizin und Endokrinologie oder Ansätze der ethnomethodologischen Forschung; er liegt weder tatsächlich auf einem Seziertisch, noch ist er in die Apparaturen eines Labors eingespannt. Vielmehr kritisiert sie die Wirkmächtigkeit dieses Wissens in seiner Form als popularisiertes Allgemeinwissen, das die an ihn gerichteten Fragen in/formiert:

12 Gesa Lindemann hat die konstruktivistische Sicht der Ethnomethodologie als Auflösung der Wirklichkeit beschrieben, die zwar »die Struktur des Tuns [beschreibt], vermittels dessen die Beteiligten Wirklichkeit hervorbringen, [die] aber die dieses Tun fundierende Form der Umweltbeziehung [übergeht]« (Lindemann 1993: 27).

- »How old were you when you first realized you were a frog, Mr. Green?«
 ›How did your parents react when you told them you were a frog?‹
 ›Do you date? Do you tell your partners you're a frog?‹
 ›So, how does it work? I mean, uh, can you, like, do it?‹«
 (Green 2006b: 500)

Mit diesen Fragen, die sich auf ein Wissen darüber beziehen, »was« Green »ist«, kommt neben dem Wissen um die Anatomie des Körpers, das in der Figur des Frosches präsent gehalten wird, die Identität als zweite bedeutsame Wissensformation von Geschlecht ins Spiel. Indem Green diese beiden »Wahrheiten des Geschlechts« – die der Anatomie und die der Identität – in der Figur des »Frosch-Seins« miteinander verknüpft, ruft er sowohl die hegemoniale und alltagsweltliche Vorstellung des Geschlechts auf, nach der aus dem anatomischen Körper »männlich« oder »weiblich« die Geschlechtsidentitäten »Mann« oder »Frau« scheinbar selbstverständlich und auf eindeutige Weise hervorgehen, als auch das in hegemonialen Diskursen dominante Bild der Transsexualität als einer »im falschen Körper gefangenen« Person. In der Überblendung dieser beiden fundamental widersprüchlichen Vorstellungen von Geschlecht – scheint im Falle der Transsexualität doch gerade nicht der anatomische Körper, sondern die Identität ausschlaggebend für das Geschlecht zu sein – problematisiert Green genau jene heteronormative Kohärenznorm des Geschlechts, vor deren Hintergrund das Phänomen der Transsexualität überhaupt erst Sinn ergibt. Denn »die kulturelle Matrix, durch die geschlechtlich bestimmte Identität intelligible wird, schließt«, so Butler,

»die ›Existenz‹ bestimmter ›Identitäten‹ aus, nämlich genau all jene, in denen sich die Geschlechtsidentität (*gender*) nicht vom anatomischen Geschlecht (*sex*) herleitet und in denen die Praktiken des Begehrens weder aus dem Geschlecht noch aus der Geschlechtsidentität ›folgen‹. [...] Ihr Bestehen und ihr Verbreiten bieten allerdings die kritische Möglichkeit, die Schranken und regulierenden Zielsetzungen dieses Gebiets aufzuweisen und dadurch gerade innerhalb der Matrix der Intelligibilität rivalisierende, subversive Matrixen der Geschlechter-Unordnung (*gender disorder*) zu eröffnen« (Butler 1991: 38f.).

In der Verknüpfung des »Frosches« mit der Attribution »Sein« (*are*) zitiert Green genau jene innerhalb der kulturellen Matrix selbstverständliche Behauptung »Ich bin ein Mann«/»Ich bin eine Frau«. Zugleich unterzieht er sie durch die Figur des Frosches einer kritischen Umarbeitung. Denn die »unreflektierte Behauptung [...] eine Frau zu sein«, kann, wie Butler zeigt, als »symptomatisch für die Metaphysik der Substanz« begriffen werden, insofern sie sich auf den

Glauben stützt, dass die grammatische Subjekt-Prädikat-Formel (Ich – Frausein) eine vorgängige ontologische Realität von Substanz und Attribut widerspiegele.¹³ Dabei produziert der Glaube an dieses Widerspiegelungsverhältnis und damit an die Wahrheit grammatischer Kategorien, der alle medialen und produktiven Aspekte der Sprache ausblendet, die Illusion einer substantiellen Identität: »Bei Männern wie Frauen tendiert die Behauptung dazu, den Begriff der Geschlechtsidentität dem der Identität unterzuordnen, und verleitet so zu der Schlußfolgerung, dass eine Person eine Geschlechtsidentität – Mann oder Frau – ist, [...]« (Butler 1991: 44). Damit kann sich die Geschlechtsidentität als vereinheitlichendes Prinzip des leiblichen Selbst etablieren – eine Wendung, die nicht nur darauf beruht, den performativen Akt der Sprache zu verschleiern, sondern darüber hinaus in den Worten Butlers »eher naiv als kritisch« die Geschlechtsidentität mit dem anatomischen Geschlecht verwechselt (Butler 1991: 44f.).

Green ironisiert diese Verwechslung mit der Figur des Frosches und stellt zugleich den verschleiernenden Effekt des performativen Akts der Sprache aus: Die Vorstellung, das Geschlecht einer Person lasse sich über deren anatomischen Körper bestimmen, entpuppt sich als märchenhafte Fiktion und als Effekt spezifischer – märchenhafter, aber auch psychologischer und psychoanalytischer – Diskurse. Denn in der Verknüpfung mit Fragen nach Greens familiären und intimen Beziehungen und Partnerschaften im zweiten Teil des Zitats läßt sich die Figur des Frosches mit Konnotationen des Froschkönigs auf – jener prominenten Märchenfigur, die sich, nachdem sie von der Prinzessin verschmäht und voll Abscheu gegen die Wand geworfen wurde, in einen Prinzen verwandelt. Die – zumindest in der psychoanalytischen Deutung des Märchens – sexuelle Konnotation des Froschkönigs bringt, neben dem Wissen um die Anatomie des Körpers, den Sex als zweites zentrales Wahrheitsregime in Bezug auf Identität ins Spiel.

13 Butler bezieht sich an dieser Stelle auf den Nietzsche-Kommentar von Michael Haar, der die Ansicht vertritt, »daß eine Reihe philosophischer Ontologien bestimmten Scheinbegriffen wie ›Sein‹ und ›Substanz‹ aufgesessen sind. Diese Illusionen werden durch den Glauben gefördert, daß die grammatische Subjekt-Prädikat-Formel eine vorgängige ontologische Realität von Substanz und Attribut widerspiegele. Haar zufolge bilden diese Konstrukte das künstliche, philosophische Mittel, die Prinzipien Einfachheit, Ordnung und Identität wirkungsvoll zu instituierten; auf keinen Fall enthüllen oder repräsentieren sie eine wahre Ordnung der Dinge« (Butler 1991: 43).

Der sprechende Sex – Verwicklungen zwischen Geschlecht und Sexualität

Der Sex kann mit Michel Foucault als eine zentrale Idee und Technologie der Macht betrachtet werden, die sich innerhalb der westlichen Gesellschaften seit dem 19. Jahrhundert etablierte:

»In der Reihe ihrer Embleme führt unsere Gesellschaft das des sprechenden Sexes. Des Sexes, den man überrascht, den man verhört und der, gezwungen und redselig zugleich, unablässig antwortet. Ein bestimmter Mechanismus, der so märchenhaft ist, dass er sich selber unsichtbar macht, hat ihn eines Tages eingefangen. In einem Spiel, in dem die Lust mit dem Unfreiwilligen, das Einverständnis mit der Inquisition sich mischt, lässt er ihn die Wahrheit über sich und andere sagen. [...] So als sei es wesentlich für uns, aus diesem kleinen Bruchstück unserer Selbst nicht nur Lust, sondern auch Wissen zu ziehen und ein subtiles Spiel, das von einem zum anderen geht: Wissen von der Lust, Lust, die Lust zu wissen, Lust-Wissen; und als habe dieses wunderliche Tier, das wir beherbergen, seinerseits ein genügend neugieriges Ohr, genügend wachsamen Augen, eine so flinke Zunge und einen so gewandten Geist, daß es viel davon weiß und auch im Stande zu sagen ist, reizt man es nur mit ein wenig Geschick. Zwischen einen jeden von uns und unseren Sex hat das Abendland eine unaufhörliche Wahrheitsanforderung gespannt: wir müssen ihm seine Wahrheit entreißen, weil sie ihm entgeht, er muß uns die unsere sagen, weil er es ist, der sie im Schatten zurückhält« (Foucault 1983: 79).

Indem Green die Figur des Frosches aufruft, weist er nicht nur darauf hin, dass die Vorstellung, das Geschlecht lasse sich über den anatomischen Körper bestimmen, in den Diskursen der Transsexualität an ihre Grenzen stößt, sondern auch darauf, dass die Frage der geschlechtlichen Identität aufs engste mit dem Dispositiv der Sexualität verschränkt und in dieses eingebettet ist:¹⁴ »How did your parents react when you told them you were a frog?«, »Do you date? Do you tell your partners you're a frog?« Mit ihrer Fokussierung des Sagens (do you tell) und Reagierens (did react) können die Fragen als Praktiken der Selbsterkennung, des Geständnisses und der Kontrolle begriffen und als Formen jener »unaufhörliche[n] Wahrheitsforderungen« gelesen werden, die das Abendland mit der Etablierung des Sexualitätsdispositivs »zwischen jeden von uns und unserem Sex gespannt [hat]« (Foucault, 1983:79). Der Sex fungiert dabei sowohl als »imaginärer Punkt«, durch den »[j]eder Mensch [...] Zugang zu seiner Selbsterkennung haben [soll]« (Foucault 1983: 150), als auch »als das spekulativste, das idealste, das innerlichste Element in einem Sexualitätsdispositiv, das die Macht in ihren Zugriffen auf die Körper, auf ihre Materialität, ihre Kräfte, ihre Ener-

14 Zur Diskursivierung des »wahren Geschlechts« vgl. Foucault (1998).

gien, ihre Empfindungen, ihre Lüste organisiert« (Foucault, 1983: 149). Ähnlich wie Anatomie, Medizin und Genetik folgt auch die Produktion einer »Wahrheit des Sex« – die sich maßgeblich innerhalb der sich im 19. Jahrhundert etablierenden *scientia sexualis* vollzieht – dem modernen Epistem, das auf die Entdeckung der inneren Funktionszusammenhänge abzielt; Funktionszusammenhänge allerdings, die sich nicht – oder zumindest nicht allein – durch die wissenschaftlichen Methoden des Beobachtens und des Experiments erkennen lassen, sondern die durch das Erzwingen, Anhören, Sammeln und Kategorisieren von Geständnissen und »Bekanntnissen individueller Lüste« (Foucault 1983: 67) produziert werden.¹⁵ In der Produktion und der gleichzeitigen Transformation vorhergehender christlich-moralischer Geständnisrituale und deren Einbettung in wissenschaftliche Regelhaftigkeiten konstituiert sich die Wahrheit des Sex in einer »Überblendung zwischen beiden Modalitäten der Wahrheitsproduktion: den Prozeduren des Geständnisses und der wissenschaftlichen Diskursivität« (Foucault 1983: 68).¹⁶

Transsexualität als medizinisch-sexualwissenschaftliche Kategorie muss als ein Element betrachtet werden, das sich innerhalb dieser Diskursivierungen des Sexes herausbildet. Vor diesem Hintergrund entpuppt sich die Frage, »How old were you when you first realized you were a frog, Mr. Green?«, als Teil genau jener Geständniszwänge und Prüfungen, denen sich Transsexuelle im Zuge medizinisch-psychologischer Begutachtungsprozesse unterziehen müssen. Hier gehört sie zu den Standard-Fragen mittels derer Gutachter zu überprüfen suchen, ob »eine tiefgreifende und dauerhafte gegengeschlechtliche Identifikation« (Be-

15 Zur grundlegenden Differenz der Wissenschaften von der Natur und der Wissenschaften vom Menschen vgl. Foucault (1994). Mit Bezug auf Bacons Entwicklung einer Methodologie der Untersuchung für die empirischen Wissenschaften argumentiert Foucault: »Während sich nämlich die Untersuchung aus ihrer historischen Verwurzelung im Inquisitionsverfahren gelöst hat, um eine Technik der empirischen Wissenschaften zu werden, ist die Überprüfung der Disziplinarmacht, in der sie sich ausgebildet hat, ganz nahe geblieben« (Foucault 1994: 290).

16 Die Formation dieser Äußerungsmodalitäten denkt Foucault als »das In-Beziehung-Setzen (innerhalb eines ärztlichen Diskurses) einer bestimmten Zahl von unterschiedenen Elementen, von denen die einen den Status der Mediziner, andere den institutionellen und technischen Ort, von dem aus sie sprachen, andere ihre Position als wahrnehmende, beobachtende, beschreibende, unterrichtende Subjekte betrafen. Man kann sagen, dass das In-Beziehung-Setzen von verschiedenen Elementen, von denen bestimmte neu, andere schon vorher existent sind, durch den klinischen Diskurs bewirkt wird: Er als Praxis stellt zwischen ihnen ein Beziehungssystem her, das nicht »wirklich« gegeben noch im Vorhinein konstituiert ist« (Foucault 1981: 80).

cker/Bosinski/Clement 1997: 3) – das erste von drei definierenden Kriterien für die Diagnose der Transsexualität (F64.0) – vorliegt. Frage und Überprüfung basieren und reproduzieren dabei die Vorstellung einer wesenhaften, essentiellen Identität. Denn als Kriterium für die Echtheit und Glaubwürdigkeit für Transsexualität fungiert die Narration einer möglichst frühen und dauerhaften gegengeschlechtlichen Identifizierung. Dass es sich bei diesen Narrationen jedoch keineswegs um essentielle oder irgendwie natürlich gegebene »Wahrheiten« handelt, verdeutlichen nicht nur die Prozeduren des Gestehens und Kontrollierens, die diese Wahrheiten erst produzieren, sondern auch die vielfältigen Narrationen Transsexueller, die in zum Teil durchaus kritischer Auseinandersetzung mit den geforderten Wahrheiten ihre Erzählungen produzieren.¹⁷ Allerdings stellt sich die Frage, inwiefern die Wahrheitsanforderungen, die an Transsexuelle gerichtet werden, tatsächlich als Funktionen des Sexualitätsdispositivs betrachtet werden können. Scheinen sie sich doch auf den ersten Blick weniger auf den Sex, sondern vielmehr auf die geschlechtliche Identität zu beziehen. Um die hier wirksam werdenden Verschränkungen zwischen Sex und Geschlecht in den Blick zu bekommen, ist es von entscheidender Bedeutung, die Regeln und Funktionsweisen des Sexualitätsdispositivs einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Denn es wäre verkürzt, das Sexualitätsdispositiv lediglich als eine Anreizung der Diskurse, ein gleichsam regelloses Sprechen über den Sex und alle seine Formen und Ausformulierungen zu begreifen. Vielmehr geht die Diskursivierung des Sexes mit der Produktion neuer Regeln des Anstands und Kontrollen der Äußerungen einher:

»Zweifellos haben neue Regeln des Anstands die Worte gefiltert: Polizei der Aussagen. Und es gab auch eine Kontrolle der Äußerungen: man hat in sehr viel strengerer Weise festgelegt, wo und wann, in welcher Situation, zwischen welchen Gesprächspartnern und innerhalb welcher gesellschaftlichen Beziehungen es möglich war, vom Sex zu sprechen; auf diese Weise hat man Bereiche geschaffen, in denen zwar kein absolutes Schweigen, wohl aber Takt und Diskretion herrschten: zwischen Eltern und Kindern zum Beispiel oder zwischen Herren und Bediensteten« (Foucault, 1983: 23).

In diesem Regelsystem etabliert das Sexualitätsdispositiv nicht nur die Figuren des Anormalen und Perversen – über deren Sex unablässig gesprochen, der vermessen, beobachtet und analysiert werden muss –, sondern auch jene Gegenstände, über die nicht gesprochen werden muss und die sich somit als

17 Die Anforderungen und Standardisierungen, die diese autobiografischen Narrationen innerhalb eines medizinischen Diskurses produzieren, hat Prosser (1998: 106ff.) überzeugend herausgearbeitet.

unmarkierte Norm konstituieren können. Den privilegierten Ort dieser Diskretion bildet, wie Foucault zeigt, die heterosexuelle Einehe:

»[Es] kam [...] zu einer zentrifugalen Bewegung gegenüber der heterosexuellen Einehe. Sicherlich bleibt sie eine interne Regel für das Feld der Praktiken und Lüste. Doch spricht man immer weniger und mit wachsender Nüchternheit von ihr. Man verzichtet darauf, ihren Geheimnissen nachzujagen, man verlangt nicht mehr von ihr, sich Tag um Tag zu äußern. Das Ehepaar mit seiner ordentlichen Sexualität besitzt einen Anspruch auf mehr Diskretion. Es geht allmählich dazu über, wie eine Norm zu funktionieren, strenger vielleicht, aber auch verschwiegener. Umgekehrt wird nun die Sexualität der Kinder, der Irren und Kriminellen verhört, die Lust derer, die nicht das andere Geschlecht lieben, die Träumereien und Zwangsvorstellungen, die kleinen Manien und die großen Leidenschaften. All diese ehemals kaum wahrgenommenen Gestalten müssen nun vortreten, um das Wort zu ergreifen und zu gestehen, wer sie sind« (Foucault 1983: 43).

Diese verschwiegene und doch so wirksame Norm der heterosexuellen Einehe strukturiert die Geständnisse, die Transsexuelle in Begutachtungsverfahren, aber auch gegenüber großen Teilen ihrer Umwelt ablegen müssen – auch wenn Sexualität hier nicht als Abweichung von der Norm fungiert, wie im Falle der Homosexualität. Denn die Fragen nach Eltern und Partner_innen zielen auf genau jene Beziehungen, die mit der sich im Übergang vom Allianz- zum Sexualitätsdispositiv vollziehenden Aufwertung der »Familienzelle« zu den zentralen, subjekt-konstituierenden Beziehungsformen werden: die Eltern-Kind- und die Mann-Frau-Beziehungen (Foucault, 1983: 107f.).¹⁸ Diese fungieren zugleich als formierendes Prinzip der Sexualität:

»Aber wie sehr die Psychoanalyse mit ihren technischen Verfahren das Eingeständnis der Sexualität von der Familienouveränität unabhängig zu machen schien – was sie im Herzen dieser Sexualität als Prinzip ihrer Formierung und Chiffre ihrer Intelligibilität wiederfand, war das Gesetz der Allianz, waren die Spiele von Hochzeit und Blutsverwandtschaft, der Inzest. Die Garantie, dass man am Grunde der Sexualität eines jeden das Verhältnis Eltern-Kinder wiederfinden würde, ließ in dem Augenblick, wo alles auf den entgegenge-

18 Ich verwende die Schreibweise _, einem Vorschlag Steffen Kitty Herrmanns folgend, um »all jene Subjekte wieder in die Sprache ein[zuschreiben], die gewaltsam von ihr verleugnet werden« (Steffen Kitty Herrmann, *Performing the Gap*, in: <http://arranca.nadir.org/arranca/article.do?id=245> (o.A.) zuletzt gesehen: 17.03.2008. An Stellen, an denen ich explizit nur von den hegemonialen Geschlechtern Mann und Frau spreche, verwende ich das Binnen-I.

setzten Prozess zu verweisen schien, die Verhäkkelung zwischen dem Sexualitätsdispositiv und dem Allianzsystem weiterbestehen« (Foucault, 1983: 112).

Dass es eben jene Beziehungen sind, die hier bedeutsam werden, verweist darauf, dass sich die produktiven Aspekte der Macht keinesfalls nur im Sprechen über den Sex, sondern auch – und vielleicht gerade – in den Praktiken der Diskretion und der Formierung jener Gegenstände, über die nicht gesprochen wird, entfalten. Dies sind neben der Sexualität in der Ehe auch die körperlichen Aspekte der Sexualität – insbesondere die Genitalien: »Von den ›genitalen Ursachen‹ spricht man nicht: das war der nur leise ausgesprochene Satz, dem das berühmteste Ohr unserer Epoche eines Tages im Jahre 1886 aus dem Munde Charcots auffing« (Foucault 1983: 111). Dass Genitalien gleichwohl Vorstellungen und Praktiken der Sexualität fundamental in/formieren, verdeutlicht die letzte der von Green zitierten Fragen: »So, how does it work? I mean, uh, can you, like, do it?«.

In der Inszenierung des Anstands, der eine konkrete Benennung von Sexualität und Genitalien verbietet, entfaltet gerade eine Mischung aus Diskretion, Nicht-Wissen und Neugier ihre Produktivität:

Das Wissen um das Nicht-Wissen, in die wundersame Anatomie des Frosches gekleidet, lässt soziale Beziehungen und Sexualität fragwürdig – im buchstäblichen Sinne als des Fragens würdig – werden und zeigt damit auf, in welchem hohem Ausmaß körperliche Anatomien üblicherweise soziale und sexuelle Beziehungen, Verwandtschaft, Sexualität und Fantasie strukturieren. Mit der Markierung einer – auch und vielleicht gerade in der Akademia – wirksamen unmarkierten Norm gelingt es Green, unhinterfragte Vorurteile über Geschlecht, Körper und Sexualität ins Spiel zu bringen, die in dominanter und häufig ungesehener Weise Wissensproduktionen strukturieren und ihre Gegenstände formieren.

Die Markierung dieser Norm ist – wenngleich sie hier lediglich exemplarisch herausgearbeitet ist – für das Vorhaben, das ich im Weiteren verfolge, in doppelter Weise von Bedeutung. Erstens formiert diese Norm Transsexualität als einen Gegenstand spezifischer Disziplinen: Zunächst und zuallererst als einen Gegenstand der Sexualwissenschaft, Psychologie und Psychiatrie. Später wird Transsexualität in Bezug auf gesellschaftliche Institutionen und Funktionsweisen allenfalls noch im Bereich der Soziologie behandelt. Im Bereich der kunst- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen ist Transsexualität ein eher marginalisiertes Thema. Dies erschwert nicht nur ein Schreiben und Denken über Transsexualität aus kunst- und kulturwissenschaftlicher Perspektive, sondern wirft grundsätzlich die Frage auf, inwiefern es überhaupt möglich und sinnvoll ist, Transsexualität aus einer solchen Perspektive zu untersuchen. Denn letztlich impliziert dies eine

Perspektivverschiebung, die die Axiome, auf denen die Definition der Transsexualität beruht, grundsätzlich infrage stellt. So ließe sich berechtigterweise argumentieren, dass der Gegenstand der vorliegenden Dissertation zwar vielleicht in irgendeinem Verhältnis zu Transsexualität stehen mag, aber gewiss nicht mehr Transsexualität »ist«.¹⁹

Gleichzeitig jedoch – und dies ist der zweite Aspekt, unter dem Greens Schilderung eine grundlegende Bedeutung für meine Dissertation erlangt – verdeutlicht die zitierte Passage nicht nur die objektivierenden und funktionalisierenden Effekte dieser Diskurse. Vielmehr wird der Umstand, dass »der Transsexuelle« in diesen Diskursen nicht anders als in der Figur des »im falschen Körper« bzw. als »Lernobjekt« gesellschaftlicher Zusammenhänge zu denken und zu sehen ist, als Effekt und Ergebnis spezifischer Normen sowie kultureller Regulierungs- und Bezeichnungsverfahren ausgestellt. Dieser Verweis auf die Bedeutung kultureller Mechanismen für Un/Möglichkeiten, als Transsexueller sichtbar und gesehen zu werden, macht eine Auseinandersetzung mit Transsexualität aus kunst- und kulturwissenschaftlicher Perspektive dringend notwendig. Denn vor diesem Hintergrund wird die Frage, wie ich mich erzählen kann, wie ich lesbar und verstehbar werde, zu einer zentralen Frage der Existenz. Die zentrale Bedeutung von Narrationen für Transsexuelle hat zuerst Jay Prosser unterstrichen. Gleichwohl er darauf besteht, dass der Ausgangspunkt dieser Narrationen ein Unwohlsein mit dem eigenen Körper ist, betont er:

»In transsexual autobiography the trajectories of transsexuality and autobiography are entwined in complex ways, narrative and bodily form conducting each other. To begin with, the narrative transitions of autobiography allow the somatic transition of transsexuality in an immediate and material sense. The autobiographical act for the transsexual begins even before the published autobiography – namely in the clinician’s office where, in order to be diagnosed as transsexual, s/he must recount a transsexual autobiography. The story of a strong, clearly, and persistent transgendered identification is required by the clinical authorities. The psychiatrists, psychologists, and psychotherapists who traditionally function as the gatekeepers to the means of transsexual ›conversion‹« (Prosser 1998: 101).

19 Butlers Kritik an der Metaphysik der Substanz (1991: 43f.) impliziert in diesem Sinne nicht nur eine Kritik an essentialistischen Vorstellungen von Identität, sondern verweist darüber hinaus darauf, dass auch Forschungsgegenstände keine gegebenen Entitäten sind, sondern sich innerhalb spezifischer Forschungen und Perspektiven konstituieren und konstituiert werden. Für eine Kritik an einem Konzept der visuellen Kultur, die ihre Objekte als gegeben betrachtet, vgl. Bal (2003).

Die Möglichkeiten, sich zu erzählen, werden jedoch nicht allein durch die Gatekeeper der Psychiater, Psychologen und Psychotherapeuten determiniert und sie sind auch nicht – oder zumindest nicht ausschließlich und überwiegend – eine Frage individuellen Könnens. Vielmehr sind sie von den existierenden kulturellen Mustern, Symbolen, Bildern und Vorbildern abhängig und durch diese determiniert. Insofern besitzen Kunst- und Kulturproduktionen das Potenzial, bestehende Sprach- und Bilderwelten zu reformulieren und umzuarbeiten. Kunst- und kulturwissenschaftliche Analysen können diese Umarbeitungen, Reformulierungen und Transformationen in Worte und Begriffe fassen und in die wissenschaftlichen Debatten um Geschlecht und Sexualität einbringen.

In der geschilderten Passage gelingt es Green durch den geschickten Einsatz von Metaphern und dem gekonnten Zitieren der an ihn gerichteten Fragen, die Funktionsweisen des Sexualitätsdipositivs auszustellen – ohne dabei sich selbst auszustellen. Dies impliziert eine Entnaturalisierung von Vorstellungen scheinbar natürlicher heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit, die zugleich die Formen der Sichtbarkeit, die für Transsexuelle dominanterweise innerhalb der Akademie gegeben sind, zu kritisieren vermag. Zeigt sich darin eine Notwendigkeit, angemessenere Formen der Sichtbarkeit innerhalb der Akademie zu finden, bleibt die Frage, wie solche Formen der Sichtbarkeit aussehen können und was genau sichtbar werden soll.

2. Evidenz-Produktion als Abhebung der Vorurteile

Eine mögliche Strategie der Sichtbarwerdung schildert Green im weiteren Verlauf seines Textes. Den Ausgangspunkt seines Handelns bildet das Vorurteil – und ich verwende den Begriff des Vorurteils an dieser Stelle nicht in einem moralisch verwerflichen Sinne, sondern im Sinne Gadamers als ein dem Prozess des Fragens und Verstehens zu Grunde liegendes vorgängiges Urteil²⁰ –, dass das

20 Für Gadamer ist die Abhebung des Vorurteils notwendiger Beginn eines Verstehensprozesses: »Ein Vorurteil zur Abhebung bringen verlangt es in seiner Geltung zu suspendieren; denn solange das Vorurteil uns bestimmt, wissen und bedenken wir es nicht als Urteil. Ein Vorurteil so gleichsam vor mich zu bringen, kann nicht gelingen, solange dieses Vorurteil beständig und unbemerkt im Spiele ist, sondern nur dann, wenn es sozusagen gereizt wird. [...] Wir wissen jetzt, was damit gefordert ist: eine grundsätzliche Suspension der eigenen Vorurteile. Alle Suspension von Urteilen aber, mithin und erst recht die von Vorurteilen, hat, logisch gesehen, die Struktur der *Frage*. Das Wesen der Frage ist das Offenlegen von Möglichkeiten. Wird das Vorurteil fraglich – angesichts dessen, was ein anderer oder ein Text sagt – so heißt das mithin nicht, daß es einfach beiseite gesetzt wird und der andere oder das Andere sich un-

Geschlecht eines Menschen an dessen Körper sichtbar und ablesbar sei. Implizit ist darin ein weiteres Vorurteil enthalten, nämlich, dass auch die Anomalien, wie Homosexualität oder Transsexualität, am Körper erkennbar seien. Dieses Vorurteil macht sich Green zunutze, um einen Bruch innerhalb der hegemonialen Macht- und Sichtbarkeitsverhältnisse zu produzieren:

»I often sit in the audience as if I were a student until the professor announces that apparently the guest speaker will be later or has forgotten (...). Then I rise up from within their midst, students gasping and murmuring around me: »It was sitting next to me and I didn't know«, »Oh, my God«. »I never would have guessed«. »He looks so normal!« It's fun to fool them, at first. It's validating, reassuring. It's educational. I get to show them that they never know who might be transsexual, that transsexual people are just like anyone, just like them. I am an object lesson« (Green 2006b: 500).

Mit dieser Verschiebung der Auftrittssituation, in der Green nicht »als Transsexueller« vor die Klasse tritt, sondern zunächst als »normaler Student« *passt*, um sich auf eine Anrufung hin zu erheben, produziert Green einen Moment der Überraschung, in der er seine Unsichtbarkeit als Transsexueller ausstellt und zugleich das hegemoniale Vorurteil, geschlechtliche und sexuelle Identität ließen sich ohne Weiteres auf unmittelbare oder gar natürliche Art und Weise am Körper einer Person ablesen, suspendiert.²¹ Mit Foucault kann diese Unterbrechung auch als *rupture d'évidence* begriffen werden, in deren Lücke es möglich wird, neue Arten des Sehens und Denkens zu entwickeln. Eine solche Durchbrechung der Selbstverständlichkeiten unserer Kenntnisse, Übereinkünfte und Praktiken des Sehens, Denkens und Identifizierens muss dabei gerade nicht auf einer verwirrenden, irritierenden oder extrem andersartigen Repräsentation des Selbst beruhen (vgl. Rajchmann 2000: 43ff.). Vielmehr gelingt dieser Bruch gerade in der Verknüpfung der (Selbst)Bezeichnung als Transsexueller mit einer evidenten –

mittelbar zur Geltung bringt. [...] In Wahrheit wird das eigene Vorurteil dadurch recht eigentlich ins Spiel gebracht, dass es selber auf dem Spiele steht. Nur indem es sich ausspielt, vermag es den Wahrheitsanspruch des anderen überhaupt zu erfahren und ermöglicht ihm, dass er sich auch ausspielen kann« (Gadamer 1993d: 64).

- 21 Der Begriff des »*Passings*« bezeichnet das Durchgehen als etwas, was nicht der (vollständigen) Identität der Person entspricht. Mit dem Durchgehen als männlich, weiß, heterosexuell etc. verbinden sich damit immer Fragen nach dem, was gezeigt werden kann, darf oder will und was verborgen und versteckt bleiben kann. Zu einer ausführlichen Auseinandersetzung aus lesbisch-queerer Perspektive und den moralischen, politischen und erotischen Aspekten des *Passings* vgl. Butlers Analyse von Nella Larsens *Passing* (Butler 1997: 233ff.).

d.h. selbstverständlich und augenscheinlich nicht auffälligen – Erscheinung Greens als »Mensch wie Du und ich.«²²

Mit dieser Intervention deckt Green drei Aspekte der Funktionsweisen des Sexualitätsdispositivs auf, die mir als forschungsleitende Prämissen dienen. Erstens zeigt er auf, dass es zu kurz greift, die Ordnung heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit als eine wirkmächtige homogene Ordnung zu verstehen, die auf der Ausschließung der Abweichungen und einer einfachen binären Entgegensetzung von Norm vs. Abweichung basiert, wobei alles innerhalb der Ordnung als Heteronormativität stabilisierend und alles im Bereich der Verworfenen als destabilisierend, transformativ und/oder widerständig bewertet wird. Denn indem Green gerade durch den Effekt evidenter Männlichkeit – der sich in gewisser Weise an der Stabilisierung der Kategorien Männlichkeit/Weiblichkeit beteiligt – eine Verunsicherung der Grenzen von Norm/Abweichung produziert, die letztlich auch eine Verunsicherung der Differenz von homo/hetero²³ impliziert, stellt er eine Gleichzeitigkeit von stabilisierenden und destabilisierenden Momenten aus. Diese situiert sich gerade *nicht* in einem Außerhalb der diskursiven Ordnung der Geschlechter, sondern verweist auf eine *inhärente* Instabilität der Macht-Wissens-Regime– »*I rise up from within their midst*« –, innerhalb derer heterogene und auch sich widersprechende Technologien, Taktiken und Intentionen gebündelt und aufeinander bezogen werden.²⁴ Zweitens und eng damit verbunden rückt Greens Schilderung ins Blickfeld, dass die Produktion von Evidenz keinesfalls immer herrschaftsstabilisierende Effekte besitzt, wie dies in Teilen der feministischen und queeren Forschung zuweilen implizit unterstellt wird.²⁵ In diesem Punkt lässt sich Greens Erzählung mit der Problematisierung

22 Foucault verwendet den Begriff der Evidenz im Sinne des englischen »self-evidence«: »das, was als gesichert gilt oder fraglos akzeptiert wird«, wobei in der deutschen Übersetzung der etymologische Zusammenhang zum »Sehen« verloren geht und mitgedacht werden muss (Rajchmann 2000: 44).

23 Die Verunsicherung der Dichotomie von homo/hetero deutet sich hier in der Frage nach der Sexualität an, die durch die Verknüpfung einer evidenten Männlichkeit mit dem Wissen um die Transsexualität ausgelöst wird, das sich wiederum mit einem Wissen um nicht »biologisch-normal-männliche« Genitalien verknüpft.

24 Vgl. hierzu auch den knappen Überblick über gegenwärtige Perspektiven der sozial- und geisteswissenschaftlichen Perspektiven in Geschlechterforschung und queerer Theorie aus medizinhistorischer Sicht von Ulrike Klöppel (2010: 36ff.).

25 So bspw. wenn Engel (2002) gerade in Strategien der Uneindeutigkeit widerständige Potentiale sieht oder Halberstam (2005) für eine »Ästhetik der Turbulenz« plädiert. Damit soll hier nicht gesagt sein, dass diese Strategien aus queerer Perspektive keine widerständigen Momente besitzen. Vielmehr geht es mir darum, eine einseitige und

der Evidenz verbinden, wie sie Tom Holert (2002) in Bezug auf die Fotografie formuliert hat. Angesichts der gegenwärtig zunehmenden Fähigkeit von Fotografien, Evidenzen zu produzieren und damit beispielsweise in Gerichtsverhandlungen Tatsachen zu schaffen, plädiert Holert dafür, die Evidenz der Fotografie selbst als einen Topos der Moderne zu untersuchen, der dem kulturellen und historischen Wandel unterliegt. In der neuen Fähigkeit von Fotografien, Fakten zu schaffen, sieht er dabei die Notwendigkeit, unterschiedliche Formen der Evidenz zu unterscheiden:

»Die Evidenz-Effekte, auf die das Publikum gelassen reagiert, gerade weil sich das ihnen gebotene visuelle Evidente in den Horizont der Erwartungen, der Vorannahmen und des Wissens einfügen lässt, sind offenbar anderer Qualität als Barthes ›Evidenz der PHOTOGRAPHIE‹ [...] Von dem ›Erstaunen‹ oder der ›Faszination‹, die komplexe Kommunikation gerade herausfordert, ist der – übliche und machtvolle – Einsatz von Evidenz als *arret sur l'image* oder *Stoppsignal* weit entfernt« (Holert 2002: 222ff.).

Wenngleich Greens Evidenzproduktion nicht mittels des Mediums der Fotografie, sondern der Performance agiert, lässt sie sich hinsichtlich zweier zentraler Aspekte mit Holerts Überlegungen verbinden. Erstens kann sie als eine Problematisierung der visuellen Sichtbarkeit und der Praktiken des Sehens begriffen werden, denen in hohem Ausmaß der Anschein einer Unmittelbarkeit anhaftet. Dieser muss als ein Topos der Moderne begriffen werden, der sich auch in den »Glauben an die Wahrheit der Fotografie« einschreibt. Zweitens ist die von Holert beschriebene Differenz der Evidenzeffekte in hohem Ausmaß von dem Vorwissen und den Erwartungen der Betrachter_innen abhängig, die auch für die Intervention Greens von zentraler Bedeutung sind. Denn gerade indem er mit den Erwartungen der Studierenden bricht, gelingt es ihm, eine Form der Evidenz zu produzieren, die die Gültigkeit heteronormativer Vorannahmen und Stereotype wirkmächtig unterläuft und eine komplexe Kommunikation herausfordert. Greens Evidenzproduktion funktioniert damit gerade nicht als Schließung des Diskurses und Stoppsignal, sondern öffnet den Raum für einen Dialog mit den Studierenden. Darüber hinaus verdeutlicht die Situationsbeschreibung von Green, dass sich die Generierung von Wissen über Geschlecht nicht auf scheinbar wissenschaftlich-theoretisches Wissen reduzieren lässt, sondern grundsätzlich durchzogen ist von einem praktischen Alltagswissen und popularisierten Bildern. Denn der Überraschungseffekt, den Green hervorzurufen vermag, beruht darauf, dass die Studierenden ihre theoretischen Konzepte von Geschlecht,

verallgemeinernde Bewertung und Beurteilung spezifischer Strategien einer kritischen Hinterfragung zu unterziehen. Vgl. hierzu auch Kap. V.2.

Sexualität und Transsexualität mit einem spezifischen Alltagswissen und popularisierten Bildern und Stereotypen verknüpfen, die er zu irritieren vermag. Das Potenzial, das Wissen über Geschlecht zu irritieren, das sich in Greens Performance zeigt, verweist auf die fundierende Wirkung des Alltagswissens auch innerhalb wissenschaftlicher Diskurse und Kontexte, die Stefan Hirschauer beschrieben hat. Hirschauer unterscheidet vier Dimensionen innerhalb derer und durch die sich das Wissenssystem der Zweigeschlechtlichkeit konstituiert: Alltagswissen, wissenschaftliches Wissen, normative Annahmen und intellektuelle Schutzvorkehrungen. Diese Wissenssysteme lassen sich zwar unterscheiden, jedoch nicht vollständig voneinander trennen, denn das wissenschaftliche Wissen basiert »wesentlich auf dem Alltagswissen, da alle Forschung über Geschlechtsunterschiede die alltägliche Unterscheidung von zwei Geschlechtern schon voraussetzt« (Hirschauer 1996: 244).²⁶ In diesem Zusammenhang betont er, dass in jede Wahrnehmung des Körpers immer schon eine große Interpretativität eingeht, die kulturell differenziert ist (1996: 242ff.). Um einer solchen Fundierung wissenschaftlichen Wissens auf Alltagswissen entgegenzuwirken, plädiert Hirschauer dafür, den auf kognitive Funktionen und die Sprache konzentrierten Wissensbegriff in zweierlei Hinsicht zu erweitern: Einerseits um die Bildförmigkeit sozialer Wirklichkeit, insofern »mächtige Visualisierungen [...] für eine ständige Augenfälligkeit der Realität [sorgen]«, und zum anderen um die im Alltag wirksamen Geschlechtsdarstellungen, die insbesondere auch ein körperliches Wissen beinhalten (Hirschauer 1996: 247f.). Vor diesem Hintergrund können visuelle Repräsentationen von Geschlecht und Sexualität nicht nur als ein zentraler Modus der Aufrechterhaltung heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit begriffen werden. Sie scheinen zudem auch spezifische Potenziale zu bieten, heteronormative Wahrnehmungs- und Darstellungskonventionen zu irritieren und alternative Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität zu artikulieren. In dieser Wirkmächtigkeit des Visuellen gründet sich die Fragestellung des vorliegenden Buches: Inwiefern formulieren visuelle Repräsentationen von Transmännlichkeiten Einsprüche in hegemoniale Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität und reartikulieren diese damit zugleich?

Damit knüpfe ich an die Überlegungen Hirschauers an, insofern ich visuelle Repräsentationen als wirkmächtiges Medium der Produktion und Reproduktion von Wirklichkeit und als zentralen Bestandteil unserer Wissensformationen zu Geschlecht und Sexualität begreife. Gleichzeitig gilt es, seine Überlegungen in

26 Das Alltagswissen wird dabei »mit Hilfe eines axiomatischen Wissens erzeugt, das über drei Basisannahmen verfügt: dass alle Menschen unverlierbar (Konstanzannahme) und aus körperlichen Gründen (Naturhaftigkeit) entweder das eine oder das andere Geschlecht sind (Dichotomizität)« (Hirschauer 1996: 243).

einem Punkt entscheidend zu verschieben. Denn Hirschauer produziert mit seiner Forderung nach einer kritischen Hinterfragung von Evidenzen eine simplifizierende Gleichsetzung von Evidenz, Geschlechterwirklichkeit und Visualisierungen: »Mächtige Visualisierungen sorgen für eine ständige Augenfälligkeit der Realität. Und über das, was sich zeigt, braucht man nicht zu sprechen. Gerade die Geschlechterwirklichkeit, die aus unzähligen ›spontanen Evidenzen‹ besteht, ist ohne eine Kritik der ›Offensichtlichkeit‹ nicht zu sezieren« (Hirschauer 1996: 247). Indem Hirschauer hier jene von Holert thematisierten unterschiedlichen Formen von Evidenz übergeht, erscheint Evidenz als ausschließlich problematisch und lässt sich der kritischen Analyse entgegensetzen. Zudem begreift Hirschauer in einem weiteren Argumentationsschritt die Evidenzen »auf dem Hintergrund eines praktischen Wissens« (1996: 248), das in Form des Habitus und geschulter Blicke auch ein körperliches Wissen ist. Daher erfordert eine kritische Hinterfragung der Evidenzen aus seiner Perspektive eine kritische Analyse jener sozialen Praktiken, mittels derer die Wirklichkeit heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit beständig reproduziert wird (Hirschauer 1996: 248ff.). Zwar besitzt auch eine solche Perspektive wichtiges kritisches Potenzial, insofern sie es vermag, die biologisch fundierte Natürlichkeit heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit infrage zu stellen und stattdessen in den sozialen Praktiken zu verorten; aus transsexueller wie aus kunstwissenschaftlich-ethnologischer Perspektive ist sie allerdings mit drei zentralen Problemen behaftet.

Erstens verknüpft Hirschauer hier die Geschlechtsdarstellungen auf direkte Weise mit einem praktischen – letztlich körperlichen – Wissen. Damit suggeriert er, dass sich dieses mehr oder weniger unmittelbar in Darstellungen transportiert und dort sichtbar wird. Abgesehen von der nicht unproblematischen Differenzierung von praktischem und theoretischen Wissen, die ausblendet, dass auch Theorieproduktion eine Praxis ist und von dieser in erheblichem Umfang formiert und determiniert wird, werden damit das Körperwissen und soziale Praktiken als Realität definiert.²⁷ Die mächtigen Wirkungen des visuellen Repräsentationssystems, wie sie insbesondere im Rahmen der feministischen Kunstwissenschaft ausgearbeitet wurden, bleiben damit unhinterfragt.²⁸ Solchen Wirkungen des Repräsentationssystems gehe ich in diesem Buch aus einer kunstwissenschaftlich-

27 In dieser Gegenüberstellung blendet Hirschauer die Frage nach dem Ethos wissenschaftlicher Wissensproduktion aus. Diese entscheidenden Fragen hat Sabine Hark (2009) in Bezug auf Grenzen und Möglichkeiten feministischer Kritik angesichts der gegenwärtigen Institutionalisierung der Geschlechterforschung formuliert.

28 Zu feministischen Perspektiven der Kunstwissenschaft, die herrschaftskritische Analysen visueller Repräsentationen konzeptionalisieren und ermöglichen, vgl. u.a. Schade/Wenk (2005), Schade/Wenk (2011), Wenk (1996, 2005).

ethnologischen Perspektive nach. Anders als Hirschauer geht es mir dabei gerade nicht um die kritische Hinterfragung der Evidenzen, sondern ich interessiere mich für jene andere Form von Evidenz-Effekten, die ein Erstaunen hervorrufen und damit zu einer komplexen Diskussion auffordern. Das macht es erforderlich, die von Hirschauers Argumentation postulierte Entgegensetzung einer »unkritischen« Offensichtlichkeit mit der »kritischen« Analyse infrage zu stellen. Denn wie das Beispiel Greens verdeutlicht, ist die Art der erzeugten Effekte nicht nur von den Vorerwartungen der Betrachter_innen abhängig, sondern auch von der Verknüpfung der visuellen Ereignisse mit weiteren sprachlichen und außersprachlichen Äußerungen. So beruht der Effekt der Abhebung der Vorurteile, den Green in der geschilderten Situation produziert, gerade auf der Verknüpfung des Wissens darum, dass er transsexuell ist, mit seinem visuellen und habituellen *Passing*.²⁹ Da in der Produktion von Evidenz-Effekten also immer schon verschiedene Formen des Wissens und der Wissensproduktion zusammenwirken, greift eine einfache Bewertung oder Beurteilung im Sinne Evidenz/Offensichtlichkeit = heteronormativ zu kurz. Vielmehr erfordert eine Beurteilung der Evidenz-Effekte eine Reflexion, mit welchem Wissen sich visuelle Repräsentationen jeweils verknüpfen.

Hier liegt das zweite Problem in Hirschauers Argumentation. Denn indem er »die alltägliche Differenzierung in zwei Geschlechter« als Alltagswissen beschreibt und zudem lediglich jene Visualisierungen thematisiert, die für eine »Augenfälligkeit der Realität« sorgen – und ganz offensichtlich ist hier die dominante Realität heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit gemeint –, übergeht er nicht nur all jene Formen des Alltagswissen, die ein Wissen darum beinhalten, dass mehr als nur zwei Geschlechter existieren, sondern auch all jene Formen visueller Repräsentationen, die die hegemoniale Differenzierung in zwei Geschlechter unterlaufen und infrage stellen. Gerade die Formationen von Geschlecht und Sexualität, die sich in den letzten Jahren innerhalb von Trans*-Kontexten artikulieren, verdeutlichen, dass viele Trans*personen Geschlechtsformationen leben, verkörpern und wissen, die sich nicht umstandslos in das dominante Wissen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit einpassen lassen.³⁰

29 Für eine Analyse visueller Repräsentationen erfordert dies eine Reflexion der Rezeptionskontexte wie auch der spezifischen Positionierung der Betrachter_innen, vgl. zum methodischen Vorgehen in dieser Studie Kap IV. Die zentrale Bedeutung, die der Kontextualisierung für die Bildanalyse zukommt, haben jüngst Schade/Wenk (2011) herausgearbeitet.

30 So finden sich immer wieder Beschreibungen, die verdeutlichen, dass Transsexuelle nicht nur – und vielleicht nicht einmal in erster Linie – ein »hartes Training« absolvieren, um ihre Geschlechtszugehörigkeit zu erreichen, wie Hirschauer es beschreibt